

Die innere Sicherheit und ihre Feinde (90 Sek/Seite bei 18 Pt, 42 Minuten schnell gelesen)

Von Karl-Ludwig Kunz

Meine Damen und Herren,

Missverstehen Sie meine Ausführungen nicht als Plädoyer gegen Sicherheit oder gar für Unsicherheit. Beides liegt mir fern. Ich versuche, ein an sich berechtigtes Anliegen zu relativieren und es in einen Kontext zu rahmen, der einem freiheitlichen Rechtsstaat angemessen ist. Wenn Sie im Folgenden wenig Bestätigendes und viel Kritisches zu hören bekommen, ist dies eine Antwort auf die verbreitete Zuspitzung des Themas, der zufolge Sicherheit absolut und gleichgültig wie zählt.

Der Begriff der „Sicherheit“ ist modisch geworden. Das Thema bietet ein schier unerschöpfliches Reservoir einer nicht näher bestimmten und deshalb zur Ausuferung drängenden Sicherheitsindustrie und -forschung. Vor allem ist Sicherheit vordringliches, wenn nicht einziges Anliegen der gegenwärtigen Politik—längst nicht nur der Kriminalpolitik, sondern der Innen- und Gesellschaftspolitik schlechthin. Verwender und Verwendungszusammenhang des Begriffs sind nahezu beliebig. Seine Kontextunabhängigkeit fügt kontextabhängigen Aktionismus in ein sinnvoll koordiniertes Ganzes und verschafft ihm ein schwer anzukratzendes Gütesiegel. Der Begriff ist—anders als Kriminalität—bejahend, spricht ein zu schaffendes Ziel an, das niemand irgendwo leugnet, und Massnahmen welcher Art auch immer mit einem diffusen Etikett verdeckend schön färbt. Damit ist Sicherheit Schlüsselwort einer symbolischen Politik, die sich den heutigen Problemen anzunehmen vorgibt, ihre Lösbarkeit vorgaukelt und dabei die wirklichen Probleme verdeckt. Konkrete Massnahmen lassen sich in wohlklingenden Programmen wie „evidenzbasierter Prävention“ (*Evidence based prevention*) oder „Krieg dem Verbrechen“ (*War on crime*) vermarkten—und reproduzieren doch nur Alltagsvorstellungen über entschiedenes Vorgehen ohne theoretisches Konzept.

Sicherheit kollidiert mit anderen Grundwerten, insbesondere Freiheit.

Verbesserungsmassnahmen der Sicherheit wägen üblicherweise nicht Gewinne mit Verlusten an sonstigen Werten rational ab. Eine Balance mit Freiheitsansprüchen zu suchen, wird als Weichmachen der gebotenen harten Linie verstanden. Nur sicher ist sicher,

punktum und damit ist die Diskussion beendet. Viele sehen gerne Überwachungskameras, verwenden bedenkenlos Einkaufskarten und unterwerfen sich Kontrollen bei Sportveranstaltungen, ohne daran zu denken, dass dies auch die Freiheit jedes einzelnen berührt. Der Verlust an Freiheit wird nicht mit einem möglichen Gewinn an Sicherheit ins Lot gesetzt. Meistens wird, die Antwort schon wissend, das Spannungsverhältnis zwischen Freiheit und Sicherheit erörtert¹. Die einen sagen, Sicherheit sei die Voraussetzung für Freiheit, die wenigen anderen umgekehrt. Sicherheit nach der Devise von „sicher ist sicher“ will die Friedhofsruhe der breiten Masse der schweigsam, aber nicht ruhig gewordenen Wutbürger.

Die nahezu weltweite Sammlung von Verbindungsdaten des Mail-Verkehrs durch den u.s.-amerikanischen Geheimdienst N.S.A. hat bloss erstaunlich zurückhaltenden Protest durch die Bevölkerung gefunden. Sicherheit soll bestehen und was dazu dient, ist gut. Nach diesem Muster funktionieren nicht bloss Geheimdienste, sondern sämtliche staatliche Instanzen und, mehr noch, die öffentliche Meinung. Wir leben in einer Gesellschaft, die Kontrollaktivitäten jedweder Art über sich ergehen lässt, ohne nach dem Preis dafür zu fragen.

Während Sicherheit als ein Mangelobjekt empfunden wird, ist Freiheit eine Gegebenheit, um die man sich nicht weiter zu bemühen braucht. Die Individuen sind an Freiheit als vorhandenem Gemeingut nicht spezifisch subjektiv interessiert. An Sicherheit hingegen besteht ein manifestes persönliches Interesse.

Dabei verlangt gute, verlässliche und furchtfreie Sicherheit schon immer ein Austarieren mit anderen legitimen Zielen. Damit steht nicht fest, nach welcher Seite sich die Waage am Ende neigt. Die Vorrangigkeit des einen oder des anderen zeigt sich erst bei der konkreten Abwägung im Einzelfall. Das zu vergessen schafft vermeintliche Orientierungssicherheit, die nur die Gewichte auf der einen Waagschale platziert.

An der Abwendung von Kriminalitätsgefahren interessiert, ist für den Sicherheitsstaat die Möglichkeit der Überdosierung von Abwehrmaßnahmen kein Thema. In der auf die vorbeugende Kriminalitätsbekämpfung fixierten Optik können die Maßnahmen gar nicht

¹ Benjamin Franklin wird der Satz zugeschrieben: „Der Mensch, der bereit ist, seine Freiheit aufzugeben, um Sicherheit zu gewinnen, wird beides verlieren“, vgl. Müller-Heidelberg, Till (1994): Innere Sicherheit Ja - aber wie? Plädoyer für eine rationale Kriminalpolitik .

früh genug ansetzen und nicht einschneidend genug sein; unzureichende Wirkung erscheint stets als Folge eines zu späten Einsatzes oder einer zu schwachen Dosierung, was nach mehr von demselben Heilmittel (die Kriminologen sagen: „More oft the same“) verlangt. Das gute Gefühl, auf der richtigen Seite zu stehen, lässt bei der Wahl der Mittel und ihrer Einsatzbereiche keine Skrupel aufkommen. Wer nach rechtsstaatlicher Begrenzung und demokratischer Kontrolle ruft, setzt sich damit dem Argwohn aus, das Anliegen der Verbrechensbekämpfung nicht ernst zu nehmen.

In Anspielung an Karl Poppers Buch über „Die offene Gesellschaft und ihre Feinde“ (Popper 1980) könnte man unser Thema nennen: Die innere Sicherheit und ihre Feinde. Der Hinweis auf Feinde der Sicherheit deutet auf hintergründige Grundlagen und Beziehungen des Sicherheitsthemas hin, die vorliegend sichtbar gemacht werden sollen.

Sicherheit ist für viele, was für gläubige Katholiken das Paradies ist: ein Zustand immerwährender Ruhe und Geborgenheit. Dieser Zustand geht mit einer Art „Ewigen Friedens“ einher. Kant verband diesen „Ewigen Frieden“ satirisch mit der Vorstellung eines Kirchhofs und daher mit Friedhofsruhe (Kant 1988, - 338, Vorwort). Sicherheit, sagen wir es deutlich, ist als permanent erfüllter Zustand eine Illusion. Sie ist ein letztlich illusionär bleibendes, aber dennoch angestrebtes und faktisch nur relativ erreichbares normatives Ziel. Sicherheit ist also anzustreben, nicht zu erreichen. Sie ist etwas, das man will, nicht etwas, das man hat.

Zunächst verwirrend ist die schillernde Beschaffenheit dieses Begriffs. Er täuscht vor, ein absoluter Zustand zu sein und ist doch nur ein relatives, variables Gebilde. Er scheint zugleich ein der Beschreibung zugängliches faktisch existentes Objekt auszudrücken und bringt doch nur die Gesamtheit von darauf abzielenden normativen Aktionsprogrammen aus. Sein und Sollen scheinen hier in einen Topf geworfen.

Die Verwirrung schwindet, wenn man sich bewusst macht, dass das vermeintliche Objekt der Beschreibung nicht dinghaft existiert, sondern ein Produkt der gesellschaftlichen Verständigung über die Befindlichkeit der Gesellschaft ist. Sicherheit ist damit tatsächlich kein Zustand eines gegebenen Objekts, sondern die Zuschreibung einer Eigenschaft dieses Objekts, an dem wir Anteil und ein vitales Interesse an guter Gestaltung haben. Interesse bewirkt unser Engagement für die Sicherheit. Diese geht uns eben alle an. Darüber sich zu

verständigen bedeutet immer auch, mögliche Verbesserungen dieses zugeschriebenen Attributs zu erwägen und darüber zu beschließen.

Sicherheit ist in Wahrheit Momentaufnahme einer dynamischen, fragilen Entwicklung, die jederzeit umkippen kann. Auf dem Weg zu einem imaginären, in Völle unerreichbaren Ziel verkörpert jeder erreichte Wegpunkt einen Fortschritt, der dem Endpunkt näher kommt. Ohne diesen je zu erreichen, gaukelt das Fortschreiten stets aufs Neue ein Nahe an Demselben vor. Einem Pilgerweg, der nicht enden will, ähnlich, fixiert sich das Streben nach Sicherheit auf dieses *eine* mentale Ziel und verdrängt andere Anliegen als belanglos. Das Mantra der Sicherheit bewirkt eine Art Trance, die nicht zu meditativer Gelassenheit, sondern zu einem Schwerttanz um das goldene Kalb des Erreichten führt.

Sicherheit entspringt der Vorstellung von andere ausschließender Habe, die energisch zu verteidigen ist und deren Bestand nicht riskiert werden darf. Zwischen Sicherheit und Risiko besteht nicht nur ein Ausschließungs-, sondern ein Abhängigkeitsverhältnis. In unserer Risikogesellschaft gibt es keine Sicherheit ohne Risiko, sondern allenfalls die Sehnsucht danach. Die Unerträglichkeit der Konfrontation mit unbeherrschbaren Großrisiken (dem drohenden Kollaps der Umwelt, dem Super-GAU, dem neuen *Nine Eleven*) schafft gerade für die, welche sich zusätzlich individuellen Risiken des Arbeitsplatzverlusts, der Altersarmut oder der Wohnungsnot ausgesetzt sehen, das Gefühl der Unsicherheit und damit das Bedürfnis nach Sicherheit. Wer seinen Besitzstand energisch verteidigt und risikoscheu damit umgeht, sich durch kollektive Großrisiken betroffen sieht und persönlichen prekären Ungewissheiten ausgesetzt ist, wird besonders stark Sicherheitsverlangen hegen. Wer dagegen nichts zu verlieren hat oder unbedenklich riskante Geschäfte betreibt, Risiken generell wenig ernst nimmt und sich nicht prekären Unwägbarkeiten ausgesetzt sieht, wird seine Sicherheit vernachlässigen. Es liegt auf der Hand, dass die erste Gruppe in der heutigen Gesellschaft die Mehrheit bildet.

Sicherheit bedeutet nur verbal Schutz vor Gefährlichkeit, tatsächlich aber Irritation über die Störung des gewöhnlichen Gangs der Dinge. Damit dient Sicherheit der offensiven Selbstverteidigung. Stets gilt es, die *eigenen* Werte gegen Feinde von außen zu sichern. Indem Sicherheit sich gegen die Veränderung des *Status Quo* wendet, hat sie etwas Rückständiges und Spießhaftes. Sicherheit verbindet sich mit einer gesellschaftskonformen „braven“ Vorstellung von Normalität. Was vielen wünschenswert erscheint, dünkt anderen

grau und langweilig. Nicht bloß die Protestkultur, auch die künstlerische Verfremdung haben hier ihren Ursprung. Kunst birgt eine heilsame Verunsicherung. Die Behauptung eines sich „progressiv“ verstehenden Strafrechtslehrers, es gebe keine progressive Vorstellung von Innerer Sicherheit (Hassemer 1993, 664), zeigt die Ungeeignetheit dieses Konzepts für einen liberalen Rechtsstaat.

Lassen Sie mich dies mit einem persönlichen Erlebnis aus dem Wallis veranschaulichen: In dem Dorf, in dem ich zuweilen wohne, erzählte mir ein liebenswerter Nachbar folgende Geschichte: Wenige Tage zuvor sei ein junger Mann mit langem Haar aufgetaucht. Abends habe der Fremde vor einem Stall gesessen, in dem er anschließend offenbar auch übernachtet habe. Am folgenden Morgen habe mein Nachbar die Polizei alarmiert, die den Fremden festgenommen und abgeführt habe. Warum hat mein Nachbar die Polizei gerufen? Weil er, wie er sagte, wegen des Fremden „beunruhigt“ gewesen sei, und auch die Frauen des Dorfes ihre „Besorgnis“ über den Fremden ausgedrückt hatten. Was bringt einen älteren Herrn dazu, den jungen Fremden so blindlings als Risiko für die heimische Gesellschaft wahrzunehmen und alles zu unternehmen, um ihn schleunigst daraus zu entfernen? Pointiert zugespitzt lässt sich fragen: Wie frei ist eine Gesellschaft, die aus diffuser Angst vor Bedrohung sich selbst eine Kontaktsperre mit Fremden auferlegt? „Man sperrt nicht nur die andern aus, man sperrt auch sich selber ein“, bemerkt Adolf Muschg.²

Die Globalisierung schleift Grenzen und Unterschiede der Gesellschaften. Umso mehr sind diese bemüht, ihre kulturelle Eigenart zu betonen. Die Werbung fragt „Wer hat es erfunden?“ und verwendet ganz ohne Ironie Warenbezeichnungen wie „Deutschlandwürstchen“. Unter „Emmentaler“ verstehen wir nicht nur einen netten Menschen mit ländlichem Appeal, sondern vor allem eine Käsesorte. Die Pflege der eigenen „Marke“ schafft Abgrenzung zu fremden Produkten. Der dahinter stehende Mechanismus der Identitätsstiftung durch Abgrenzung kennzeichnet die nationale Asylpolitik ebenso wie zwischenstaatliche Vereinbarungen nach Muster des Schengen-Vertrages. Freizügigkeit im Innern und Abgrenzung gegen außen ist das Rezept, mit dem heute auch Sicherheit gewährleistet und Bedrohungsängsten begegnet wird.

Heute erleben wir die Errungenschaften des liberalen Rechtsstaates als selbstverständlich und fürchten uns kaum noch *vor* dem Staat, sondern fordern umso deutlicher den Schutz *durch*

² Der Schriftsteller äußert sich im «Tages-Anzeiger» zum Badeverbot für Asylsuchende in Bremgarten AG / Schweiz.

den Staat ein (Fietz / Jach 1994, 8, 228): Der Bedeutungswandel von „Sicherheit“ stammt aus der Zeit der Restauration und dem Biedermeier. Sicherheit geht in der Tat einher mit Biederkeit–um nicht zu sagen Spießertum. Nicht von ungefähr verbindet sich die Sicherheit mit Ruhe und Ordnung. Eine unruhig oder unordentlich gestaltete Sicherheit ist undenkbar. Wie Sicherheit hergestellt wird, ist für das Konzept belanglos, solange dies „ordentlich“ im doppelten Sinne von konsequent, konventionell und sittsam geschieht. Sicherheit ist umgangssprachlich konfirmativ im Sinne von „gewiss doch“. Der Ausdruck bestätigt schon Gesagtes und hat darum eine restaurative Zielrichtung. Auch wenn es Sicherheit erst herzustellen gilt, wird diese doch an der Wiederherstellung von vergangenen als ideal verstandenen Zuständen orientiert.

Mit der inneren Sicherheit ist es wie mit der Geliebten: Das Verlangen nach ihr ist umso grösser, desto unerreichbarer sie erscheint. Unsere heutige Gesellschaft weist strukturelle Sicherheitsmängel etwa bei industriellen Großprojekten, dem Schutz bedrohter Arten oder Regionen auf. Diese Mängel sind Begleiterscheinungen des Modernisierungsprozesses und darum im Prinzip unbehebbar. Fortschritt ist in der Risikogesellschaft immer zugleich *Rückschritt*: Reichtumsproduktion in der Ersten Welt ist nur möglich durch in Kauf genommene Verarmung der Dritten Welt; Wohlstandserhalt erzwingt die Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen; eine soziale Mietgesetzgebung bewirkt, dass Eigentümer ihre Häuser verkaufen anstatt sie zu vermieten; die bis vor kurzem als zweckmäßig und unbedenklich eingestufte Verfütterung von Fleischabfall an Pflanzenfresser löst bei diesen, und wahrscheinlich auch beim Menschen, todbringende Krankheiten aus.

In den USA werden die Anliegen dieser Sicherheitspolitik in Schlagworte wie „gezielte Unschädlichmachung“ (*Selective Incapacitation*), neuer Realismus (*New Realism*) oder „neue Pönologie“ (*New Penology*) gefasst.³ Kriminalität wird dabei rein als gesellschaftliche Gefahr betrachtet. Dabei geht es um die Identifizierung und Klassifizierung von Gefahrenherden, sowie um die möglichst frühzeitige und am besten vorbeugende Neutralisierung gefährlicher Situationen und Tätergruppen. Das Interesse schrumpft demgemäß auf die Entwicklung von

³ Zur Polizeistrategie in New York, die sich dem „new realism“ von James Q. Wilson und George L. Kelling verpflichtet sieht, vgl. Hess, Henner (1996): New York zieht die Lehren aus den zerbrochenen Fensterscheiben. Eine neue Polizeistrategie zwischen Enthusiasmus und Kritik, in: KrimJ 179 – 190, 181 ff. Hess zeigt, dass sich diese Strategie und der „realistische“ Ansatz an einem ökonomischen Modell der Kriminalität orientieren: Durch konsequente Strafverfolgung, empfindliche Strafen und energisches Vorgehen bereits gegen Ordnungswidrigkeiten und kleine Vergehen soll die kriminelle Betätigung mit höheren Kosten verbunden werden, in der Hoffnung, dass bei steigenden Kosten die Nachfrage sinkt.

Abwehrdispositiven (Riklin 1996, 271). In den USA ist die Kriminalpolitik, die vorbeugend helfen, begleitend betreuen und nachsorgend unterstützen möchte, praktisch abgeschafft.⁴

Bei uns, in Westeuropa, ist eine radikale Ablösung der Kriminalpolitik des langen Atems durch eine Sicherheitspolitik des kurzfristig Machbaren weniger deutlich erkennbar. Doch immerhin schaffen auch hier Konzepte und Programme zur Verbesserung der Inneren Sicherheit ein *neues Klima* in der Kriminalpolitik, das die Akzente weniger auf umfassende und langfristige Kriminalitätsvorbeugung durch soziale Hilfe und Betreuung als vielmehr auf telegen vermittelbare Intervention und breitflächige Risikovermeidung hier und jetzt setzt. Die neue Sicherheitspolitik operiert taktisch gegen Kriminalität und führt damit strategisch einen Kampf gegen Kriminalitätsfurcht. Die Neutralisierung von kriminellen Gefahren dient wesentlich der Neutralisierung von Kriminalitätsängsten.

Die Selbstüberschätzung, die in dem staatlichen Versprechen von mehr Sicherheit durch vorbeugende Aufrüstung gegen Kriminalität steckt, hat der deutsche Publizist *Heribert Prantl* (Prantl 2005, 3) wie folgt auf den Begriff gebracht: „Der Staat versucht derzeit etwas sehr Seltsames, Wahnhaftes, ja Alptraumhaftes: Er versucht, das Märchen vom Igel und vom Hasen in Wirklichkeit zu übersetzen. Schauplatz ist das Gebiet der inneren Sicherheit. Überall dort, wo ein Straftäter auftaucht, soll die Polizei rufen: Bin schon da! Die Polizei soll früher am Tatort sein als der Täter, sie soll am besten bereits von der Straftat wissen, bevor sich der Täter dazu entschließt. Das klingt toll, nach paradiesischen Zuständen, nach ewigem Landfrieden. In Wahrheit verwandelt eine solche Politik den Staat in eine Anstalt des öffentlichen Unrechts – mit Misstrauen und Spitzelei an jeder Ecke: Jeder Mensch ein potentiell gefährliches Subjekt.“

Lassen Sie mich nochmals betonen: Das Sicherheitsverlangen ist als Verlangen stets subjektiv und kann sich davon nicht lösen. Sicherheit ist also kein Faktum, sondern ein Wunsch. Dieser beruht auf einem Mix von Feststellungen, Gefühlen und Vorurteilen, die teilweise auf eigene Wahrnehmung, überwiegend aber auf landesweites Infotainment zurückgehen. Es produziert konkrete Feindbilder und Lagebestimmungen. Sicherheit meint also einen Zustand und ein Empfinden und zwar beides gleichzeitig: Objektives Vorhandensein und subjektives Gefühl, Gefahrenfreiheit und Sorglosigkeit.

⁴ Die u.s.-amerikanische Kriminologie übt daran nahezu einmütig, aber praktisch wirkungslos harte Kritik, vgl. nur Brown, Stephen E. / Esbensen, Finn-Aage, et al. (1996): *Criminology. Explaining crime and its context*, Cincinnati , 514 ff.

Die gefühlte Sicherheit ist seit den 80er Jahren unter dem umgekehrten Vorzeichen der „Kriminalitätsfurcht“ in der Wissenschaft zu einem beherrschenden Thema geworden. Das Gefühl ist von der Realität nicht klar zu scheiden: Beides ist ohne das andere nicht zu haben. Begründbares Sicherheitsgefühl entwickelt sich nur unter Bedingungen vorhandener Sicherheit und die vorhandene Sicherheit ist nichts ohne ein entsprechendes Gefühl.

Sicherheit ist in der Gegenwart zu einem wesentlichen Bestandteil des kulturellen Rahmens der Gesellschaft geworden: Wir leben in einer Sicherheitskultur. Vordem ein Thema unter vielen, definiert dieses Thema heute eine zentrale Besorgnis um die strukturelle Vulnerabilität, also Verletzlichkeit, dieser Gesellschaft. Kein Sportverein, keine öffentliche Veranstaltung, für die nicht Sicherheitsdispositive entwickelt werden. Früher ging ich einfach Tennis spielen und hatte bestenfalls die überlegene oder die hübsche Gegnerin im Kopf. Heute wird dies durch Überlegungen, wie ich meine Sachen während des Spiels gegen Diebstahl schützen und was daran noch verbessert werden kann, verdrängt. Wir alle werden zu Vorsorgeaposteln, die ständig an mögliche kriminelle Bedrohungen und Vorkehrungen zu dessen Verhütung denken sollen.

Der reale Zustand, in dem wir leben, ist durch kollektiv empfundene Unsicherheit gekennzeichnet. Speziell die heutige Gesellschaft hat ihren Status relativer Stabilität eingebüsst. Die Lebensverhältnisse sind „prekär“ geworden. Band man sich früher lebenslang an einen Arbeitgeber, einen Wohnsitz, eine politische Partei, so sind wir heute in der neuen Unübersichtlichkeit (Habermas 1985) mobil geworden. Nicht nur räumlich, sondern auch im Leben allgemein. Das löst Prozesse der Emanzipation aus, die uns aus der bedrückenden Enge und Engstirnigkeit befreien, aber auch die Gemeinschaftsbande zerstören, die uns vordem Halt gaben. Alte Menschen in der Isolation anonymer Wohnsilos, ein Leben im Wettlauf um Konsumgüter (Bauman 2009) und in Konkurrenz um den Arbeitsplatz schaffen einerseits eine Kluft zwischen denen, die im Hamsterrad laufen und jenen, die keines zur Verfügung haben. Der Ruf nach einem starken Staat und die Wut über dessen zu larges Eingreifen machen aus Staatsbürger jetzt Wutbürger. Themen der Verunsicherung durch innere Feinde sind jedem verständlich und begreifbar in einer Zeitung oder in einem Parteiprogramm darzustellen. Anders als diffuse Ängste um den Arbeitsplatzverlust, die Kündigung des Wohnraums, die Schmälerung der Alterssicherung ist

die Kriminalitätsfurcht ein Thema, das sich oberflächlich auf greifbare kriminelle Bedrohungen bezieht, hinter dem sich in Wahrheit aber ein diffuses Angstklima verbirgt.

Fraglich ist, vor was eigentlich Sicherheit geschaffen werden soll. Sicherheitsbeschwörungen verwendet man, um etwas anderes dahinter verloren Gegangenes zu erreichen: Ein glückliches Familienleben, Erfüllung in beständiger Arbeit, ein ausreichendes Einkommen. Verlusterfahrungen verschiedenster Art führen zum Ruf nach mehr Sicherheit. Dieser Ruf verbirgt seine Wurzeln und verlangt, wie in einer Geheimsprache entschlüsselt zu werden. Sicherheit ist deshalb für die Gesellschaft bestenfalls eine Sekundärtugend, fast eine leere Parole. Wenn wir ernsthaft über die Dinge reden, die uns berühren, spielt Sicherheit sicher eine untergeordnete Rolle.

Im Allgemeinverständnis meint innere Sicherheit hingegen schlicht Sicherheit vor Kriminalität, besonders gewalthaltiger und opferbezogener Kriminalität von Unbekannten. Dieser Zuschnitt des Themas ist höchst selektiv. Nicht alle Sicherheitsgefährdungen und nicht unbedingt die grössten oder die häufigsten - man denke nur an den Strassenverkehr - werden erfasst. Nicht alle Kriminalitätsformen und nicht unbedingt die sozialschädlichsten sind gewalthaltig und opferbezogen. Die Fokussierung auf die gewalthaltige Kriminalität der Strasse lässt andere und womöglich stärkere Besorgnisse ausser Betracht.

Ich höre die Stimmen, die mich in die Slums Lateinamerikas schicken, um am eigenen Leibe die Vorzüge der viel besseren Sicherheit am hiesigen Ort zu erfahren. Gewiss bedarf es eines gerüttelt Masses an Sicherheit für die Lebensqualität. Diese wird aber nicht allein unter Sicherheitsaspekten bestimmt, sondern verlangt eine sachgerechte ausgewogene Beurteilung unter Berücksichtigung anderer Werte. Die Lebensqualität entscheidet. Sicherheit spielt dabei nur eine Rolle unter vielen Werten. Wir haben ein hohes Mass an innerer Sicherheit auch vor Kriminalität. Doch darum geht es hier nur am Rande. Entscheidend ist unser geringes Ausmass an Vertrauen darauf. Die Möglichkeit, dieses mit Lebensqualität in Einklang zu bringen, ist verloren gegangen.

Wir sollten daran denken, dass Strafrecht zumeist erfolglos, Bestrafung ein „tragischer“ (Garland 1990, 280) Akt ist, eine zugleich notwenige wie vergebliche Praxis, weil die Kriterien, die Menschen zu konformem Verhalten anleiten, weit jenseits der strafrechtlichen Kontrolle liegen. Das angestrebte Ziel der Freiheitsstrafe, ein künftiges straffreies Leben in

Freiheit zu fördern, scheitert oft. Präventionsstudien belegen, dass Strafrecht „überkriminalisiert“ und sich dabei „verschleisst“, um politische und staatliche Ziele zu verfolgen (Sack 1990). Deshalb ist bei der Vorbeugung von Straftaten und beim Strafen Mässigung und Begrenzung gefragt (Loader 2010, 354). Mit dem Bestreben nach immer mehr Sicherheit verträgt sich dieser Minimalismus nicht, wohl aber mit einer zivilisierten Gesellschaft (Loader / Walker 2007).

Literatur

Bauman, Zygmunt (2009): Leben als Konsum

Brown, Stephen E. / Esbensen, Finn-Aage, et al. (1996): Criminology. Explaining crime and its context, Cincinnati

Fietz, Martina / Jach, Michael (1994): Zündstoff Kriminalität - Innere Sicherheit auf dem Prüfstand,

Garland, David (1990): Punishment and Modern Society. A Study in Social Theory., in: (Hg.), Oxford, 249-292

Habermas, Jürgen (1985): Die neue Unübersichtlichkeit, Frankfurt a. M.

Hassemer, Winfried (1993): Innere Sicherheit im Rechtsstaat, in: Strafverteidiger 664 - 670

Hess, Henner (1996): New York zieht die Lehren aus den zerbrochenen Fensterscheiben. Eine neue Polizeistrategie zwischen Enthusiasmus und Kritik, in: KrimJ 179 – 190

Kant, Immanuel (1988): Zum ewigen Frieden. Ein philosophischer Entwurf, in: Klenner, H. (Hg.): Rechtslehre. Schriften zur Rechtsphilosophie, Berlin, 287-338

Loader, Ian (2010): For Penal Moderation, in: Theoretical Criminology 14 349-368

Loader, Ian / Walker, Neil (2007): Civilizing Security, Cambridge

Müller-Heidelberg, Till (1994): Innere Sicherheit Ja - aber wie? Plädoyer für eine rationale Kriminalpolitik

Popper, Karl (1980): Die offene Gesellschaft und ihre Feinde, Bern usw.

Prantl, Heribert (2005): Diabolische Potenz. Ein neues fatales Denken: Das Feindstrafrecht - ein Kulturbruch, in: Süddeutsche Zeitung 17

Riklin, Franz (1996): The death of common sense - Kritische Gedanken zur gegenwärtigen amerikanischen Kriminalpolitik, in: (Hg.): Strafrecht und Öffentlichkeit. Festschrift für Jörg Rehberg, Zürich, 269 - 283

Sack, Fritz (1990): Der moralische Verschleiss des Strafrechts in: KritV 327-343

